

Spezial-Redaktion
Dresden-Neustadt
u. Meißner Gasse 4.

Die Zeitung erscheint
Dienstag,
Donnerstag und
Sonntag
früh.

Abonnement-
Preis:
vierteljährlich. Mt. 1.50.

Zu beziehen durch
die hiesigen Post-
anstalten und durch
unsere Boten.
Bei freier Lieferung
ins Haus erhebt die
Post noch eine Be-
lastung von 25 Pfg.

Sächsische Vorzeitung.

Ein unterhaltendes Blatt für den Bürger und Landmann.

Amtsblatt für die Igl. Amtshauptmannschaften Dresden-Alstadt und Dresden-Neustadt,
für die Ortshauptmannschaften des Igl. Amtsgerichts Dresden, sowie für die Igl. Forstrentämter Dresden,
Tharandt und Moritzburg.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger Herrmann Müller in Dresden.

Inserate
werden bis Montag,
Mittwoch u. Freitag
Mittag angenommen
und kosten:
die 1. Spalte 15 Pfg.
Unter Eingangs:
30 Pfg.

Inseraten-
Annahmestellen:
Die Arnoldische
Buchhandlung,
Invalidentempel,
Bohnstein & Bogler,
Rudolf Rosse,
G. L. Haube & Co.,
in Dresden, Leipzig,
Hamburg, Berlin,
Frankfurt a. M.
u. s. w.

Nr. 21.

Donnerstag, den 17. Februar 1887.

49. Jahrgang.

Politische Weltchau.

Deutsches Reich. Der „Temp“ mißbilligt die kriegerische Sprache, welche gewisse deutsche Blätter augenblicklich führen, indem er u. A. schreibt: „Welche Enttäuschung würde es in Berlin hervorrufen, wenn unsere Zeitungen es sich einfallen lassen sollten, einen so gebärgigen Ton gegen Deutschland anzuschlagen, wie er zur Zeit seitens der offiziellen deutschen Presse betreffs Frankreichs beliebt wird.“ Dem gegenüber bemerkt nun die „National-Ztg.“: Wir möchten unsererseits an den „Temp“ die Frage richten, ob in Deutschland, ähnlich wie in Frankreich, eine Liga besteht, deren ausgesprochener Zweck die Verhütung der beiden Staaten ist? Haben etwa deutsche Agitatoren die Welt durchzogen, um zum Kriege gegen Frankreich aufzureizen? Durch Zeitungen, Broschüren und Bücher wird in Paris unaufhörlich der Haß gegen Deutschland geschürt. Dies sind so notorische Thatsachen, daß selbst der „Temp“ es nicht wagen dürfte, dieselben in Abrede zu stellen. Nun läßt sich allerdings ebenso wenig leugnen, daß in Frankreich, sobald sich die Dinge kritisch zuspitzen und die unvermeidlichen Folgen des ewigen Spielens mit dem Kriegsgebanten drohend zu Tage treten, die leitende Presse meistens eine verständliche Haltung anzunehmen pflegt. Aber bis jetzt hat die Erfahrung gelehrt, daß, sobald eine gewisse Beruhigung der Gemüther eintritt, das alte Spiel mit dem Kriegsgebanten in Frankreich wieder aufgenommen wird. Unter diesen Umständen ist es kaum zu verlangen, daß man in Deutschland den Friedensbegehungen der französischen Presse noch Glauben schenkt. — Im Anschlusse hieran bemerkt die „Nordd. Allg. Ztg.“: Auch die „France“ bringt unter der Ueberschrift: „Der Friede“ einen Leitartikel, in dem die Franzosen als die harmloseste, friedliebendste Nation dargestellt werden. Der Artikel schließt mit den Worten: Ganz Europa müsse wissen, daß Frankreich den Krieg heute nicht wolle, gestern nicht gewollt habe und morgen nicht wollen werde und daß, falls derselbe dennoch ausbrechen sollte, die Verantwortlichkeit dafür einzig und allein Deutschland trage. Es gehört die ganze Dreistigkeit eines französischen Revancheblasses dazu, um es zu wagen, derartige Unwahrheiten ihren Lesern aufzuzischen. Die „France“, also dasselbe Blatt, welches heute die Friedensliebe der Franzosen behauptet, brachte vor wenigen Monaten einen Artikel, „Der Krieg“ überschrieben, der mit den Worten schloß: „Woulanger ist der Kämpfer, dem wir vertrauen, der Soldat, von dem wir erwarten, daß er das Sehnen Frankreichs stille.“ — Wann? — Vielleicht morgen; jedenfalls aber bei der ersten günstigen Gelegenheit! — Er ist kampfbereit und ebenso sind wir es und je früher die Entscheidungsschlacht schlägt, die Stunde,

da Frankreichs Ruhm wieder erstehen und das Land sich seiner verlorenen Provinzen wieder bemächtigen wird — je freudiger werden wir diesen Moment begrüßen!“ Und dasselbe Blatt schrieb ferner am 18. December über die „Vorbereitungen zum Kriege“: „Graf Moltke hat gesagt, Deutschland werde Elsaß-Lothringen niemals wieder herausgeben. Das haben wir auch gar nicht erwartet; aber da wir beabsichtigen, die beiden Provinzen zurückzunehmen, zumal dieselben nichts schmerzlicher wünschen, als wieder französisch zu werden, so steht es nun unabwehrlich (!) fest, daß der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland unvermeidlich geworden ist, ein Krieg, der heute oder morgen zum Ausbruche kommen wird.“

Verschiedene Blätter — so wird von hochofficiöser Seite geschrieben — verbreiten das Gerücht, es werde noch vor den Wahlen eine kaiserliche Proklamation an die Wähler erfolgen. Se. Majestät der Kaiser hat sich nun aber über seine Wünsche bezüglich des Septennates bei Gelegenheit des Empfanges der Deputation des preussischen Herrenhauses so deutlich ausgesprochen, daß auch eine Proklamation an die Wähler über die Stellung des Monarchen zu dieser Frage neues Licht nicht verbreiten könnte. Mit Rücksicht hierauf wird, wie wir erfahren, eine Proklamation des Kaisers an das Volk nicht erlassen werden. Die Wähler im Lande dürften trotzdem wissen, was ihr Kaiser von ihnen erwartet.

Den in München erscheinenden „Neuesten Nachrichten“ wird von angeblich kompetenter Seite aus Rom mitgeteilt, daß die Veröffentlichung der bekannten Jakobinischen Note auf direkten Befehl des Papstes erfolgt ist. Sollte das Centrum in der Opposition gegen die Militärvorlage verharren; so stehe ein neuer entscheidender Schritt des Papstes bevor, durch welchen die Ultramontanen kategorisch gezwungen werden würden, das Septennat zu bewilligen.

In dem Kreise Landeshut hielt jüngst der von den Nationalliberalen als Reichstagskandidat aufgestellte Professor Gneist eine sehr beachtenswerte Wahlrede, der wir folgendes entnehmen: Als im Beginne des 30jährigen Krieges der Kurfürst von den Ständen der Mark Brandenburg zwei Tennen Goldes verlangte, um ein Heer zum Schutze des Landes auszurüsten, erklärten die Stände, diese Geldmittel für „unerschwinglich.“ Heute ist an die Stelle der weiland märkischen Stände die Majorität des deutschen Reichstages getreten. Seit Monaten stehen sich Rußland und Oesterreich, Frankreich und Deutschland in schwerer Kriegsrüstung gegenüber und der Zündstoff liegt in Paris, in Bulgarien, Aegypten und Asien so aufgebäuft, daß ein einziger Funke den allgemeinen Kriegszündel entzünden muß. Alle leitenden Staatsmänner Europa's erkennen die schwere Gefahr der Lage an; unsere Gegner aber bleiben dabei,

daß alles das „leerer Kriegslärm“ sei und lassen sich von französischen Zeitungen und Korrespondenten bezugen, daß wir von Frankreich nichts zu befürchten haben. Unser ehrwürdiger Kaiser, unser Reichskanzler, unser Feldmarschall Moltke fordern auf das Dringendste eine Verstärkung unserer Waffenmacht, damit wir der französischen Armee der Zahl nach wenigstens annähernd gewachsen seien; unsere Gegner behaupten aber, daß diese Forderung nur eine Flosse sei, eine „Koulisse“, hinter welcher sich die hinterlistige Absicht verberge, das Spiritusmonopol einzuführen und dem deutschen Volke die schwer errungene freie Verfassung wieder zu nehmen. Die Opposition meint ferner, daß der Reichstag „jeden Mann und jeden Groschen“ bewilligt habe; verschweigt aber, daß dieser Beschluß angesichts der ausdrücklichen Erklärung der Welfen, Polen und Socialdemokraten gefaßt worden ist, sie würden, sollte es zur dritten Lesung der Vorlage kommen, dieselbe rundweg ablehnen. Ich bin der Ueberzeugung, daß die Reichsregierung den Waffenschutz und die Existenz des Landes einer solchen Majorität im Reichstage nicht anvertrauen kann und meine politischen Freunde haben schon seit einem Vierteljahrhundert die Ueberzeugung vertreten, daß die Friedensstärke der Armee nicht zu Anfang jeder Wahlperiode neu festgestellt werden darf, daß diese Frage vielmehr auf längere Zeit hinaus geregelt werden muß. Wir können nicht anders als der jederzeit ausgesprochenen Ueberzeugung treu bleiben, daß eine Verfassungsbestimmung, welche dem Parlamente allein die endgiltige Bestimmung der Heeresstärke überlassen will, der Volkvertretung eine Machtstellung einräumt, welche die Regierung zu einem Scheindasein herabsetzt. Gänzlich unbegründet aber ist sicherlich die von den Deutschfreisinnigen ausgesprochene Befürchtung, daß die Verfassung in Gefahr sei. Wir, die wir nach besten Kräften bemüht waren, sie zu Stande zu bringen, werden wahrhaftig die letzten sein, an das die Hand anzulegen, was zum guten Theile unser Werk ist. Gewiß geziemt jedoch diese Verdächtigung am Wenigsten der Partei, die bis zum letzten Augenblicke gegen das Zustandekommen der Reichsverfassung gestimmt hat. Nicht wir haben unsere Grundzüge geändert, speciell ich nicht persönlich, dessen Ansichten in Deutschland und auch wohl über dessen Grenzen hinaus ziemlich bekannt sind. Wer selbst auf einer schiefen Ebene herabgleitet, wie die Deutschfreisinnigen, leidet oft an der irrigen Vorstellung, als ob es die Umstehenden seien, welche die „rutschende Bewegung“ machen.

Wir haben bereits kürzlich darauf hingewiesen, daß die Socialdemokraten in allen Ländern mit außerordentlichem Interesse den Wahlkampf in Deutschland verfolgen und ihre Parteigenossen daselbst mit Wort und That unterstützen. Nunmehr liegen neue Beweise

Feuilleton.

Geliebt und verloren.

Roman aus der Gegenwart von Gustav Köffel.

(Schluß.)

Zwölftes Kapitel.

Als Arthur von Feldern jenen seltsamen Fund in seinem Schreibtische gemacht hatte, kündigte er sogleich Doktor Robertus für den nächsten Tag seinen Besuch an, da er ihm eine wichtige Entdeckung mitzuteilen hätte.

Robertus empfing anderen Tags Arthur mit größter Verwunderung.

„Eine wichtige Entdeckung haben Sie mir mitzuteilen?“ rief er ihm entgegen. „Ich bin begierig, zu erfahren.“

„Sie sollen sogleich aufgeklärt werden“, erwiderte Arthur. „Zuerst gestatten Sie mir eine Frage. Kennen Sie Ihren Freund, Graf Wanya, schon lange?“

„Gewiß; er ist mein Studienfreund aus Bonn.“

„Soweit mir bekannt“, fuhr Arthur fort, „ist der Graf nur einmal verheiratet gewesen. Ist Ihnen, Herr Doktor, etwas bekannt von einer früheren Ehe des Grafen unter einem anderen Namen und von einem Kinde, einem Mädchen, aus dieser Ehe?“

„Wie kommen Sie zu dieser Frage, Herr Baron, entgegnete Robertus mit dem Ausdruck höchster Verwunderung.

„Weil ich, wenn diese Antwort auf meine Frage bejahend lautet, jene Tochter des Grafen, die für ihn bisher verschollen war, entdeckt habe“, sagte Arthur, „hier habe ich unantastbare Beweise dafür.“

Robertus gab sich einen Ruck, wie um vorwärts zu springen, sank aber sogleich in seinen Sessel zurück. „Wer und wo ist meines Freundes Tochter?“ brachte er stammelnd hervor.

„Wo sie ist“, entgegnete Arthur, „das vermag ich leider nicht zu sagen, da ihre bisherige Heimstätte verlassen und verödet ist. Wer sie ist? Waleška Materna!“

„Waleška Materna“, hauchte Robertus matt. „Gelobt sei Gott! Die Stimme der Natur hat nicht getrogen.“

Um eine Erklärung dieser Worte gefragt, erzählte er, daß er Waleška selbst in das Haus des Grafen gebracht habe; er sprach von seiner eigenen und des Grafen gleich empfundenen Zuneigung zu dem schönen räthselhaften Wesen, das der geliebten verstorbenen ersten Gemahlin des Grafen so sehr geglichen habe.

„Und wissen Sie denn nicht, was man sonst hier im Allgemeinen von dem schönen räthselhaften Wesen sagte?“ fragte Arthur.

„Gewiß nur Gutes“, bemerkte Robertus ernst.

„Im Gegentheil, nur Böses“, entgegnete Arthur. Und nun erzählte er von den verschiedenen Gerüchten, die über die Bewohnerinnen des iden Hauses im Umlauf waren und konnte sich schließlich nicht enthalten, auch seine Vermuthung hinsichtlich der Ermordung Douay's auszusprechen.

Wenn auch Robertus anfangs erstaunt zuhörte, so konnte er sich bei den letzten Worten Arthur's eines Rächels nicht enthalten.

„Hoffentlich sind alle anderen Muthmaßungen über Waleška ebenso hinfällig, wie Ihre letztere“, sagte er.

„Wie so?“ fragte Arthur verwundert.

„Das heutige Morgenblatt bringt die Notiz, daß jene sensationelle, bisher noch unentdeckte Mordaffaire endlich aufgeklärt sei. Ein alter vielfach bestraffter Verbrecher, der auch gegenwärtig eine Freiheitsstrafe verbüßt, hat auf dem Sterbebette im Gesängnisse die That eingestanden. In welchem Verhältnisse jene schwarzgekleidete Dame zu Douay gestanden, ist nicht bekannt; es steht jedoch zweifellos fest, daß dieselbe nicht den Mord begangen hat, da der Raubmörder schon in der Wohnung versteckt auf sein Opfer lauerte, als Douay mit der Dame seine Wohnung betrat. Die That selbst ist unmittelbar, nachdem die Dame die Wohnung verlassen, vollführt worden.“

„Dann allerdings, besser Doktor, war ich auf falschem Wege“, sagte Arthur bewegt, „und nun bin ich auch überzeugt, daß alle anderen Vermuthungen über Waleška Materna auf Unwahrheit beruhen. Es bleibt uns jetzt nur noch übrig, unsere Entdeckungen zu verwerten und drei Menschen glücklich zu machen.“

„Drei Menschen?“ fragte Robertus erstaunt. „Wer könnte außer Graf Wanya und Waleška noch sonst Interesse daran haben?“

Arthur erzählte von dem Verhältnisse seines Freundes Otto zu Waleška.

„Nun gut“, erwiderte Robertus, „so will ich denn unverzüglich meine schöne Mission beginnen und nach Dnava abreißen. Sie, mein Freund, suchen inzwischen Baron Otto auf und führen ihn ebenfalls dahin.“